

(Nachdruck verboten.)

## 9) Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Die Kirchenglocken läuteten und riefen alle zusammen, und die Männer, die in den Fischerbooten heimgekommen waren und nächste Woche wieder das Meer durchziehen sollten, die Frauen, die ihre Männer wieder daheim hatten und nächste Woche aufs neue mit ihrer Unruhe und ihrer Erwartung zu Hause sitzen würden, alle hatten sie sich eingefunden, und alle sahen sie, als die Glocken verstummt waren, und die neue Orgel — der Stolz der Insel — zu spielen begann, auf den alten Bänken und warteten darauf, das Gebet für die Seefahrenden zu hören und die Dankagung für die, die glücklich heimgekehrt waren. Da sahen sie alle, Groß-Vars und Claussen, Mutter Albertina und ihre Tochter und zwischen beiden der kleine Ngot, frisch und munter, in Feiertagskleidern. Selbst die erwachsene Jugend war heute in die Kirche gegangen. Sowohl Märta als Niels waren da, obgleich sie in schieflicher Entfernung voneinander saßen, und in Reihen sah man die Besatzung des „Polarsterns“, des „Delphins“ und der andren Boote, alle mit neuen, lichten Halskühnern, weißen Krügen, geschoren, hoch aufgerichtet, ernsthaft und still.

So lange die Predigt währte, mag es wohl sein, daß einer oder der andre abfiel und in seinen eignen Gedanken dasah. Denn die Hitze ist stark zur Sommerszeit, und das Fleisch ist schwach zu allen Jahreszeiten. Aber als endlich das Gebet kam, auf das alle gewartet hatten, da ging ein Seufzer durch die kleine Gemeinde, der zeigte, daß jetzt alle mit dabei waren. Und als nach dem letzten Psalm die Orgel erklang und das schwere Traben der Füße auf dem Holzboden der Kirche laut wurde, da war es manchen, als hätte in dieser Stunde Gott der Herr im Himmel ihnen die Versicherung gegeben, daß er sie, wenn wieder eine Zeit verstrichen war, aufs neue vollzählig und wohlbehalten an demselben Orte versammeln wollte.

Mutter Beda hatte auch andächtig dagelesen und der Predigt gelauscht und sie hatte das Gebet gleich den andern gesprochen. Aber trotz aller Anstrengungen fühlte sich Mutter Beda zerstreut und sie wußte sich nicht zu helfen. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit lauter weltlichen Dingen. Mutter Beda fühlte gleichsam einen kleinen Stich im Herzen, als sie merkte, daß die Worte des Gebets an ihr vorbeigeklungen waren, ohne daß sie tiefere Andacht gefühlt und wirklich mit Herz und Mund die Worte des Gebets nachgesprochen, und sie konnte sich von der Ahnung nicht befreien, daß dies vielleicht etwas Böses für Niels zu bedeuten hatte, der auf der andren Seite der Kirche saß, mit halb ausgerichtetem Kopfe und einem harten, verbitterten Ausdruck in seinen Zügen. Mutter Beda fühlte sich so unsicher, daß sie in aller Stille versuchte, das Gebet für sich selbst zu wiederholen, nachdem der Pastor längst zu etwas andrem übergegangen war. Aber die Andacht, die einmal aus ihrem Herzen gewichen, ließ sich nicht wiedererringen. Mutter Beda murmelte die Worte des Gebets, doch sie fühlte selbst, daß sie ohne Wirkung blieben.

Die Ursache von alledem lag darin, daß Mutter Beda, wie sie dasah, die ganze Zeit mit den Augen in der Kirche herumgeschaut hatte, um zu ergründen, ob sie nicht irgendwo Jille Bunnms ansichtig werden konnte. Während der ganzen Predigt hatte sie gegen ihre sündige Lust gekämpft, sich umzudrehen und ganz rückwärts in die Kirche zu schauen, um herauszubekommen, ob er nicht etwa dort war. Aber die ganze Zeit waren die Augen des Geistlichen gerade auf sie gerichtet gewesen, und ehe Mutter Beda ihrem eignen Pastor gezeigt hätte, daß sie Gottes Wort nicht mit Andacht hörte, würde sie sich lieber die Zunge abgebissen haben. Doch die Folge davon war, daß Mutter Beda ihre Gedanken auf jeden Fall nicht gesammelt halten konnte, und als sie sich erhob, um zu gehen, war ihr erster Gedanke, nachzusehen, ob sie Bunnm irgendwo hinter sich hatte oder nicht.

Aber Bunnm war nirgends aufzufinden. Er war nicht in der Kirche und nicht auf dem Kirchenhügel. Auch nirgends

auf dem Wege zeigte er sich, und unten bei der Dampfschiffbrücke kam er ebenfalls nicht zum Vorschein. Mutter Beda ging den Weg heim mit kurzen, trippelnden Schritten, das Kopfstirn tief in die Stirne gezogen und das rechte Taschentuch um das Psalmenbuch geschlagen. Sie war förmlich aufgebracht, daß ihre Nachforschungen so mißglückt waren, aber noch mehr darüber, daß sie in ihrem Gebete Gott nicht erreicht hatte. Und sie konnte den Gedanken nicht verschonen, daß sie, ohne es zu wissen, vielleicht etwas Böses verbrochen habe, das an Niels heimgesucht werden konnte.

Jille Bunnm ging inzwischen allein weit weg am Strande umher, wo niemand ihn sehen konnte und war suchstufelwild. Er setzte sich nieder und starrte auf den Tang, der die Klippe bis hinab zum Meeresgrunde bekleidete, und rief alle Teufel, die er nur kannte, am helllichten Sonntagvormittag an.

War es vielleicht seine Schuld? Gab es einen Menschen, der sagen konnte, daß es seine Schuld war? Kannte nicht das ganze Dorf die Alte des schwarzen Jakob und ihre Nangen, und konnte er wissen, daß sie um sein Haus herum-liefen und ihr Umwesen trieben und seinen Hund auf den Tod erschreckten?

Die Sache war die, daß Jille Bunnm, als er an diesem Sonntagmorgen, kaum in die Kleider geschlüpft, die Flurthür geöffnet hatte und hinter's Haus gehen wollte, plötzlich ein Schreien und Lachen und Loben hörte, als sei Feuer los. Da war der Lärm von eilenden Schritten über Felsen, Kinderschreie, Thüren, die zugeschlagen wurden, und Hundegebell. Zuerst hörte er, daß sein eigener Phylax bellte. Dann antworteten ein paar andre, gröbere Hundestimmen von der andern Seite der Insel, und hierauf durchschnitt eine kreischende Weiberstimme den Lärm: „Jesus, der Bub!“ Dann wurde es grabesstill, und wie ein Pfeil kam Phylax daher-geschossen, den Schwanz zwischen den Beinen, und schlüpfte durch die Flurthür herein.

Bunnm hatte sich noch kaum gefaßt und die wenigen Schritte auf die Klippe zurückgelegt, welche ihn auf die gleiche Höhe mit seinem eignen Dach brachten, als er ein altes Weib mit einem henkender Kinde an der Hand auf sich zukommen sah, und bevor Bunnm noch fragen konnte, was es gab, zeigte die Alte ihm den blutenden Finger des Jungen und begleitete diese Vorweisung mit einem Schauer von Schimpfworten.

Bunnm und die Alte des schwarzen Jakob waren von alters her just nicht die besten Freunde. Das gereizte Weib war nämlich für den Alltag sanft und weich, und man behauptete, daß ihre Gabe, sich einzuschmeicheln, recht einträglich sei, wenn sie vom Pfarrhof oder vom Kramladen kam und sich unglücklich gestellt hatte, um nicht das bezahlen zu müssen, was sie und die Nangen aßen. Dies war wenigstens Bunnms Auffassung, und die hatte er auch öfters als einmal ehrlich ausgesprochen, und Bunnm wußte nur zu gut, daß die Alte das nie vergessen hatte, ebensowenig wie Jakob, ihr Herr und Gemahl. Dieser Jakob gehörte zur Besatzung des „Delphin“, und er war gerade derjenige, welcher geknurrte hatte, als die Kameraden beschlossen, den kleinen Ngot mitzunehmen und ihm seinen Anteil an den Fischen zu geben, um so der Mutter zu helfen, die eben Witwe geworden. Dies hatte seinerzeit dem Wohlwollen, das Jille Bunnm für die ganze Familie hegte, neue Nahrung gegeben, und als Jille Bunnm die Geschichte zu hören bekam, hatte er mitten auf der Dampfschiffbrücke gestanden und so gelacht, daß man es ein gut Stück Weg weit hörte, und dann hatte er gesagt, es sollte ihn freuen, die alte Hexe an dem Tage zu sehen, an dem der Alte ersoffen wäre. Dies hatte Bunnm gesagt, und dafür stand er ein. Daß es denen, welchen es galt, ordentlich und richtig rapportiert worden war, dafür hatte er im Laufe der Jahre zahlreiche Beweise erhalten, und nun sollte er wohl den Dank für alles einheimen.

Darum ließ er die Alte leisen und stand selbst nur mit grimmiger Miene dabei, und als sie Atem holte, bemerkte er:

„Wenn Du glaubst, daß dabei ein Verdienst für Dich herauskommt, dann bist Du wohl auf dem Holzweg.“



Zimmerlin ließ es sich nicht in Abrede stellen, daß Phylax den Jungen in die Hand gebissen hatte, und Bumm war eigentlich im Grunde ein bißchen unruhig. Aber er sah bald, daß es nichts Gefährliches war. Das ganze war eine Schramme mit einer Geschwulst ringsherum, und um sich nicht unnachgiebig zu zeigen, ging Bumm ins Haus, holte eine Schere und schnitt dem Hund ein Büschel Wolle ab, daß die Alte dann in die Wunde legte, denn das weiß jeder, doch, wenn man von einem Hunde gebissen wird, dies nicht anders geheilt werden kann, als indem man in die Wunde Haar von demselben Hund legt, der den Schaden verursacht hat. Wenn diese Art der Heilung durch ihre Folgen die Angst vor Hundebissen vermehrt haben sollte, so es wohl niemand unbegreiflich finden.

Während die Alte mit dem Auflegen der Wolle beschäftigt war, erstand eine kleine Pause in dem Geschimpfe, und Bumm begann bereits zu glauben, daß das Unwetter vorüberziehen werde. Aber als er aufblickte, sah er den Alten über die Klippe klettern, und da begriff er, daß es von neuem angehen werde. So geschah es auch, und es gab ein Schimpfen, das gar kein Ende nehmen wollte. Alte Schwächen wurden hervorgehoben und neue mit der größten Behendigkeit hinzugefügt. Bumm nannte den schwarzen Jakob — was ja an und für sich schon ein Spitzname war, wenn auch durch den Gebrauch geheiligt — seines eignen Teufelstweibes Memme, und Jakobs Ehehälfte schalt Bumm ein altes Nas. In kurzer Frist hatten sich reichlich Zuhörer eingefunden und in aller Gegenwart wurde das Leben des Hundes als Blutrache und Veröhnungsoffer geheißt.

Die Ursache dieser wunderlichen Forderung lag darin, daß wenn ein Hund einen Menschen beißt und manches liebe Jahr später krank wird, diese selbe Krankheit auf den Menschen übergeht, der gebissen worden ist. Wird der Hund toll, so wird der Mensch auch toll, wenn gleich zehn Jahre seit dem Biß verlossen sind. Bumm konnte auch nicht leugnen, daß er das wußte, und das schwächte seine Position. Aber als es ihm klar wurde, daß er Phylax, der sein Augapfel war, für den Rangen des schwarzen Jakob opfern sollte, da stieg ihm die Galle wieder und er schwor, daß er Phylax behalten wolle, wenn er auch alle Satansbälge bisse, die im ganzen Dorfe umherkrauchten und krabbelten.

Dies machte, daß der Streit von neuem aufloderte, und es ist nicht unmöglich, daß er zu Handgreiflichkeiten ausgeartet wäre, hätten nicht im selben Augenblick die Kirchenglocken zu läuten angefangen. Dies machte dem Zanf ein plötzliches Ende. Denn ein gewaltthätiger Austritt während des Gottesdienstes wäre eine ewige Schmach für die Insel gewesen. Fille Bumm drehte sich um und ging in seine Hütte, indem er sich mit einer vielfagenden Gebärde begnügte, die seine tiefe Verachtung für den schwarzen Jakob, seine Alte, deren Rangen und alles, was ihnen zugehörte, ausdrücken sollte. Und das beleidigte Paar ging seiner Wege, Berwünschungen gegen Fille Bumm und sein ganzes Haus ausstößend und den Jungen führend, der über dem Vergnüen, die schönen Worte anzuhören, die von den Felsen wiederhallten, den kleinen Schmerz des Bisses völlig vergessen hatte.

Aber Fille Bumm nahm seinen lieben Hund mit und ging weit weg den öden Strand entlang, wohin sonst kein Mensch kam. Und nachdem er dort ein paar Stunden fluchend gefessen und die erste Hitze sich gelegt hatte, sagte er seinen Entschluß und schielte zu Phylax hinüber, als fürchtete er, der Hund könne verstehen, was sein Herr dachte.

Bumm sagte diesen Beschluß, nicht weil er Angst hatte und nicht weil er nach dem schwarzen Jakob, seiner Alten oder deren Rangen fragte. Nein, aber der Hochmut stieg in ihm auf, und er wollte nicht, daß so ein Satansweib etwas über Fille Bumm sagen könnte. Am Sonntag durfte so etwas, worüber Fille Bumm jetzt nachgrübelte, nicht geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Viktualien-Visitation zu Altbierling.

Skizze aus dem „Bairischen“ von Lina Reidl.

„Na also, jetzt weißt Du es!“ sagt der Bürgermeister von Altbierling zu seinem Gemeindefschreiber. „Jetzt kannst Dich richten

danach. Ich schäg', bis gegen neun Uhr werden wir die Sach' in Angriff nehmen.“

„Mir ist's ein Ding,“ sagt der drauf. „Ich kann um acht Uhr auch schon beim Zeug sein, wenn es sein muß.“ Dabei schlägt er mit dem gewichtigen Hammer auf das auf dem Amboss liegende, glühende Eisen, daß die Funken nach allen Seiten fliegen.

Es ist nämlich Schmied seines Zeißens, ein echter, richtiger Großschmied. Seine für sein Geschäft so ungewöhnliche Intelligenz, die ihm gestattete, den Gemeindefschreiberposten zu versehen, verdankte er dem Umstand, daß er dormaligst „ein Herr“ werden sollte, infolge dessen er ein paar Jahre „studiert“ hatte. Aber —

Ursprünglich war benannter Posten dem Schullehrer zugedacht und zwar mit einem jährlichen Einkommen von 85 M. Weil aber der Lehrer „was verlaunt“ hatte lassen, als wenn ihm für die viele Arbeit und Schererei, die das Geschäft mit sich brachte, die Bezahlung zu gering sei, der Schmied dagegen, der auch ein „belesener“ Mensch war und „mit der Feder gut umgehen konnte“, sich erbötig machte, daß er die Sache um 35 M. billiger und „grad' so schön“ versehen wollte, fiel letzterem der „einträgliche“ Posten zu. Zwar freilich, wenn er dies früher gewußt hätte, daß die Gemeindefschreiberei solch' eine „zuwidere“ Geschichte war, da hätt' er's recht gern dem Lehrer vergönnt und hätt' ihm's nicht abspenstig gemacht.

Der Deizel hätt''s aber auch recht machen können!

Haben sie ihre Amtsverrichtungen richtig und streng gemacht wie sie vorgeschrieben gewesen sind, nachher haben's so und so viele Kundschaften eingebüßt, er und der Bürgermeister, denn der hat auch ein solches Geschäft gehabt, wo er auf die „Leut“ aufpassen hat müssen.

Haben sie die Sach' gut sein lassen und haben sie und da ein' „Aug' zudrückt“, nachher ist alle Daunlang vom Bezirksamt ein „Rüffel“ kommen.

So heut' wieder wegen der Viktualienvisitation. In der Beziehung sei die Gemeindevverwaltung viel zu nachlässig; in Bezug auf Reinlichkeit zc. zc. herrschten mancherorts geradezu „schauderhafte“ Zustände, wie der Herr Bezirksamtmann bei seiner kürzlich anlässlich der Schulprüfung stattgehabten Anwesenheit in Altbierling sich persönlich zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Es müsse eine „außerordentliche“ Viktualienvisitation anberaumt werden und zwar sofort.

So im großen Ganzen war ja dem Schmied gerade diese amtliche Verrichtung die liebste, wegen der „Nachvisitation“, die dann im Wirtshaus immer noch gehalten wurde. Da zahlte der Bürgermeister ein „paar Maßl“, der Wirt gab etliche Krüge voll zum besten — ist gar nichts so „Dummes“ gewesen mit der Viktualienvisitation, wirklich nicht.

Nur „erscheinen“ hat er sich's nicht lassen dürfen der Schmied, daß er ein solches Wohlgefallen dran hat, der Schmiedin halber. Denn die ist immer ganz rabiat gewesen, wenn ihr Mann sich einen solchen „politischen“ Feiertag gemacht hat.

Drum hat er gesagt, wie er in der Werkstatt mit der Arbeit fertig gewesen und in die Stube hineingekommen ist: „Höllsakra, morgen haben wir wieder einen Strauß drein! Nicht so gut sein, Biserl, und mußt mir meine andre Zoppen ausputzen!“

„Was giebt's denn ab?“ hat die Schmiedin sich erkundigt.

„Nein, was wird's denn abgeben! So eine geschmerzte Visitation haben wir wieder, so eine galgenverdammte!“ simuliert er weiter, als wenn ihm die Sache weiß Gott wie unangenehm wäre.

„Schon wieder?“ leist die Schmiedin. „Habt's ja eh erst am Simonitag eine gehabt!“

„Ja weißt, die zählt nit mit, die morgige; dies ist eine „außerordentliche“! Drum darf auch kein Mensch ein Wissen haben drum — verstehtst?“

Natürlich hatte die Schmiedin verstanden, nur zu gut, und sie beeilte sich ihres Eheherrn Befehl auszuführen.

Nur zum Krämer hat sie erst noch schnell laufen müssen um einen Randsünder und zum Bäcker um eine Semmel, damit sie ihrem kleinen „Xaverl“ einen frischen Schnuller „berichten“ hat können. —

Ein gute Viertelstunde schon steht die Krämerin vor ihrer Ladenthüre und bläst mit vollen Waden in einen weiten, irdenen deckellosen Tigel hinein, um die in demselben aufbewahrten ungebraunten Kaffeebohnen von der fingerviden Staubschicht, die darauf lagert, zu befreien. So ein Staub setzt sich halt immer gleich an, besonders bei einem solchen Sach', nach dem selten eine Nachfrag' ist, wie dies bei dem „ungebraunten“ der Fall ist. Die Leut' mögen sich die Müß' nicht machen mit dem „Bremen“. Hernach wird die „Ladenpudel“ abgeputzt, die kleinen Regale ausgewischt, der Saß voll Stocksaß, dem die große, blecherne Petroleumbüchse bis jetzt einen so festen Anlehnungspunkt gegeben hat, von dieser weggerückt, die „Käislaibeln“ und „geselchten Häringe“, die auf einem alten Zeitungspapier liegend, auf die Klausultigen solch' gewaltigen Gaumentigel ausgeübt hatten, in eine schöne, neue Schüssel gelegt usw. usw.

„Du Bädin, hast gehört!“ schreit die Krämerin zu ihrer Nachbarin hinüber. „Morgen, gelt?“

„Versteh' Dich schon ja, d' Schmiedin hat mir's g'sagt.“

„So, Dir auch? Na, nachher ist's eh recht.“

Der Wirt, der zufällig auf der Gred heraußen steht und der Krämerin ihre plötzliche „Reinemachertunt“ mit angesehen, sowie deren Worte an die Bädin aufgefangen hat, nimmi sich seinen Teil



### Kleines Revueletten.

**k. Sinnlose Verschwendung.** Der moderne Krösus giebt oft ein Vermögen für ein einziges Möbelstück aus. In der luxuriösen Einrichtung ist jedoch, wie in einer englischen Zeitschrift zu lesen ist, Knole Parl, Lord Sachvilles Besingung in Kent, wohl kaum zu überbieten. Ein Bett allein kostete 160 000 M.; es ist aus scharlachroter Seide mit Goldstickerei und war ursprünglich für Jakob I. angefertigt. Dasselbst befindet sich auch ein großer vierediger Tisch aus massivem Silber. Würde seine Fläche mit Goldstücken bedeckt, so würden diese noch nicht seinen Wert repräsentieren; 36 000 M. war der Preis für einen Kandelaber. Das berühmte „schwarze“ Bett der Olway-Familie wird auf 100 000 M. geschätzt. Es ist durchweg aus Ebenholz, das in der Form von Regentlöwen geschnitten ist, und alle Draperien, Kettfächer und Steppdecken sind aus der schönsten schwarzen Seide. Koch kostbarer ist die prächtige Mahagoni-Bettstelle, die sich in der Möbelsammlung der französischen Regierung befindet. Sie ist über dreihundert Jahre alt und prächtig geschnitten; die französische Regierung lehnte erst vor kurzem ein Anerbieten von 280 000 M. dafür ab. Millionäre haben sich vergebens um die Higham-Sammlungen bemüht, die sich im Besitz der seit Jahrhunderten in Higham wohnenden Familie gleichen Namens befindet. Der jetzige Wert der Sammlung von etwa fünfzig Stück wird auf 1 000 000 M. geschätzt; der Eisenbahnkönig Henry Grant machte vor kurzem ein Gebot von 1 600 000 M., das aber abgelehnt wurde. Einige der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Stühle kosten je 20 000 M. In der Sammlung Edwards VII. in Windsor befindet sich ein zur Krönung der Dogen von Venedig gebrauchter Stuhl aus dem Jahre 1670, der 5375 M. gekostet hat. Zwei kleine Tische aus der Zeit Ludwigs XIV. wurden vom Herzog von Leeds 1900 für 300 000 M. verkauft. Für ein Klavier bezahlte Cornelius Vanderbilt vor einiger Zeit 70 000 M., und das Pianino des Marquis von Breadalbane kostete 60 000 M. Am kostbarsten aber ist das Instrument des New Yorker Finanzmannes Murand, das 200 000 M. kostete. Der Wert liegt in den prächtigen Malereien und den in das Holzwerk eingelassenen Mustern in Edelsteinen. Vor 10 Jahren richtete der Sultan der Türkei ein prächtiges Schlafzimmer für sich ein. Das Bett besteht aus Eisenbein und Silber, die Pfosten sind mit Edelsteinen inkrustiert, die das kaiserliche Wappen darstellen. Die Seide, aus der die Draperien gemacht sind, kostete 1600 M. das Meter, die Tapisserte an der Wand ist aus Goldfäden gewebt und schimmert von Diamanten, und sogar die Decke ist mit Gold eingelegt. Das Bett kostete den Sultan 2 400 000 M. Wahrscheinlich das kostbarste Meublement befindet sich im Besitz eines indischen Maharajahs. Es besteht aus vier Sesseln, drei Tischen und einem Sofa aus massivem Eisenbein und ist ein Geschenk Tippoo Sahibs für Warren Hastings. Vor fünf Jahren bot der kalifornische Millionär John Ashbury 2 000 000 M. dafür, aber das Gebot wurde ausge schlagen. —

— **Der Dolmetsch.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus St. Petersburg geschrieben: Der Kaukasus ist in ethnographischer Beziehung eines der merkwürdigsten Gebiete der Erde: es leben dort Armenier, Tataren, Tscherkessen, Lesghier, Georgier usw. und die Sprachen dieser Stämme stehen ganz isoliert da; eine große Anzahl von Dialekten trägt dazu bei, das ohnehin schon sehr große Sprachengemisch noch zu vermehren. Die Sprache der Behörden im Kaukasus ist aber natürlich das Russische, und da die Eingeborenen meist kein Russisch sprechen, so müssen die Beamten oft die Dienste von Dolmetschern in Anspruch nehmen. Diese kaukasischen Mezzojanti sind aber oft des Russischen nur mangelhaft mächtig. In Tiflis spielte sich kürzlich folgende Gerichtsszene ab. Der Vorsitzende des Gerichtshofes rief einen Zeugen auf. Mit großer Zungengeläufigkeit erstattete dieser seine Aussage. Unaufhaltsam frönte seine Rede dahin. Zehn Minuten vergingen und der Zeuge sprach immer weiter. Wer ihm aufmerksam zuhörte, konnte wohl einzelne Worte enträtseln, aber der Sinn seiner Rede blieb unklar. Endlich erklärten der Verteidiger und der Ankläger, sie könnten den Zeugen beim besten Willen nicht verstehen. Der Vorsitzende pflichtete ihnen bei und forderte den Zeugen auf, seine Aussage zu wiederholen. Der Zeuge that es. Wieder entfesselt sich sein Redestrom. Die Beamten geben sich diesmal die größte Mühe, ihm zu folgen, doch es ist wiederum vergeblich! Der Vorsitzende sieht sich endlich genötigt, den Zeugen von neuem zu unterbrechen, und fordert ihn nun auf, seine Aussage lieber durch einen Dolmetsch zu machen.

„Wozu ein Dolmetsch? Ich spreche doch selbst Russisch,“ erklärt jener gekränkt.

„Was haben Sie für einen Beruf?“ fragte der Vorsitzende.

„Ich bin Uebersetzer“, erwiderte der Gefragte im Bewußtsein seines Wertes.

„Aus welcher Sprache und in welche Sprache übersetzen Sie und wo sind Sie angestellt?“

„Ich übersetze aus den einheimischen Sprachen ins Russische und bin beim Untersuchungsrichter R. als Dolmetsch angestellt.“

Um den „Dolmetsch“ zu verstehen, mußte der Gerichtshof schließlich seinen eignen Dolmetsch beauftragen, die Aussage des angeblich russisch sprechenden Zeugen ins Russische zu übersetzen. —

### Rußl.

Erst hieß es, die versprochene Novität des Königl. Opernhauses müsse verschoben werden, weil Hrl. Dietrich krank sei. Nachher war es still, und nur im geheimen verlautete,

die nötigen Kapitalien für den morgigen Tag. Bei ihm giebt's doppelt viel Arbeit, weil er zugleich auch Metzger ist. Der „Santrog“ muß noch mit heißem Wasser ausgebrüht, die „Fleischwage“ von dem dicken, altangeessenen Krost und Grünspan befreit und der „Bierkeller“ aufgeschwemmt werden.

Dann müssen sämtliche blecherne und kupferne „Biermehlgelächirre“ gepulvt und die zwei großen, steinernen Krüge, in denen das zwecks Verteilung unter das frische Bier stets bereit stehende „Tropfbier“ aufbewahrt wurde, sowie das „Bierspritgerl“) zur Seite geräumt werden.

„Paß auf, Krost,“ sagt die Wädin zu ihrer Magd, die eben aus dem Kuhstall kommt. „Du mußt die Brotkröb' noch alle zusammensuchen heut' und mußt sie ein wengerl abbürsteln im Brunnengrand draußen! Ein Korb muß droben auf der Tenne sein, den hab' ich der Bruntbenn' übergestülpt, weil sie so nicht sitzen blieben ist, das Mistvieh!“ ruft sie der brummend abgehenden Dirn noch nach.

Sie selber macht sich daran, aus dem Brotkrosten die vielen „Bröseln“ herauszulehren, sowie die in den Ecken desselben dicht aufeinander lagernden Spinnweben zu beseitigen, eine äußerst mühselige und dabei höchst „überflüssige“ Arbeit, meint die Wädin.

„Du Wädi, laß sein heut' nacht das Brot ein bißl größer machen, morgen kommt die Viktualien-Visitation!“ ordnet sie zum Schluß noch an. — — —

„Guten Morgen Wädin, wie geht's?“ begrüßt am nächsten Tage das leutselige Gemeindeoberhaupt, gefolgt von seinem Schreiber, die wohlbeleibte Frau.

„Dank der Nachtrag“, halt allweil auf zwei Füßen!“ giebt diese zur Auskunft.

„Müssen wir ein bißl visitieren heut bei Euch,“ meint er dann in entschuldigendem Tone. „Ist mir selber zuwider, daß wir mitten unter der Zeit dahertommen müssen.“

Der Wädi ist einer seiner besten Kundschaften, mit dem darf er's nicht verschütten.

„Was wär denn dies,“ lenkt die Wädin ein. „Zwegen dem halber brauch' ich nit verlegen zu werden. Bei mir laun Eins jede Stunde nachschauen!“

Damit schließt sie das „Brotkrämmerl“ auf.

Da stehen die Körbe an der Wand wie die Orgelpfeifen, einer schöner gepulvt wie der andre. Bloß der, den die Heun droben gehabt hat, ist nicht recht „mächtig“, weil die Dirn' nimmer gut gesehen hat gestern abend. Aber den hat die Wädin recht geschickt unter den andren, ganz zu hinterst versteckt, da hat man nichts „gespannt“.

Die „Fünferlweiden“ und die „Brezeln“ sind heut' so schön und so groß, daß nach vorgenommener Gewichtsprobe jedes Stück um gut fünf Gramm mehr aufweist, als dies vorschristsmäßig der Fall sein sollte.

„Fehlt sich nig — gar nig fehlt sich!“ lobt der Bürgermeister. „Die Wädin, dies ist halt ein Leut, daß man suchen muß, um ein zweites!“

Darauf verfügte sich die „Visitation“ zum Krämer. Auch hier war alles wie am „Schmürl“. Nur das 50 Gramm-gewicht fehlte.

„Ja, da laun ich nig dafür!“ beteuert die Krämerin. „Meine Wuben haben gestern auf 'd Nacht noch gespielt damit und da müssen sie mir eins verträdeln haben, die Wangerten!“

„Na, nachher wird's schon wieder zum Vorschein kommen,“ beschwichtigt der Gemeinbeschreiber, dem die Krämerin hinter dem Rücken des Bürgermeisters eben ein paar Cigarren zugesteckt hat.

„Ja, ja, dies schäy ich auch!“ nuntmaht der letztere. „Aber — wenn dies wirklich nimmer der Fall sein sollt, nachher muß ein neues Gewicht her, sonst ist's ein Verstoß gegen die Obrigkeit!“ fügt er mit hochgezogenen Augenbrauen hinzu.

„Versteht sich, versteht sich!“ beeilt die Gemahregelle sich zu versichern. „Grad ein paar Tag wart ich noch zu. Wenn's derweil nicht zum Vorschein kommt, nachher muß mir der Krämer eins mit raus nehmen, wenn er zum Viehmarkt hineinkommt.“

Auch beim Wirt fiel alles zur vollsten Zufriedenheit aus. Die Ziegelsteine des Bierkellers hatten kein so frisches Rot, als ob sie eben aus dem Brennofen gekommen wären; das Geschirz war gepulvt, daß es nur so funkelte, und in der Fleischbank fand sich auch nicht das Geringste vor, was eine Krüge verdient hätte.

„So — unze Pflicht, die haben wir gethan jetzt!“ sagt der Bürgermeister nach dem befriedigenden Abschluß seiner Amtsgeschäfte. „Jetzt thun wir uns ein bißl niedersitzen. Hast schon ein „Frishes“ heut, Wirt?“

„Ein ganz ein frishes!“ lobt der und verfügt sich mit zwei Gläsern in den Keller.

„Na, dies schaut aber wieder her heut, als wie abg'schledt!“ brummt er, als er das übernachtigte Bier prüfend gegen das Licht hält.

Dann holt er aus seiner Hosentasche, in welcher es während der hochnotpeinlichen Visitation in sicherem Gewahrjam war, das „Spritgerl“ — „Pff — Pff — Pff“ macht's in das schale Bier und mit einem „Gefegne 's Euch Gott!“ präsentiert der Wirt das mit dem schönsten, zwei Finger breiten Schaum gekrönte „Frishes“ den Visitatoren. —

\*) „Bierspritgerl“ ist eine kleine, unscheinbare Spritze von dem Aussehen einer Hollunderbüchse, die zur Erzeugung von künstlichem Schaume an dem schalen Bier benutzt wird.



das Stück werde wegsallen. Da es selbst für dieses Theater zu schlecht sei. Nun kam's aber am Mittwoch doch: „Der Wald.“ Oper in einem Akt von G. M. Smyth. Wenn in der Museipension unter den Linden auch nur ein kleiner Teil von der Respektlosigkeit des Publikums waltete, die im Leistung-Theater oder auch sonst noch die bekannnten Theaterlandaleer erzeugt, so hätten wir vorgestern an jener höflichen Stätte einen Sturm erleben müssen, an den kein Vergleich heranreichen würde. Und dieses Publikum, das sich sozusagen bequemet fühlt, wenn es um teures Geld mitgehen darf von einem äußerlichen Anseh, brachte sogar einen regelrechten Durchfall zu stande. Zwei Hervorrufe der Sänger, einiges Rischen und dann Schluß. Ob auch mit Herrn oder Frau Smyth Schluß sein soll, kann man nicht gut wissen. Das Stück ist wahrscheinlich durch irgend ein Mißverständnis oder auch Einverständnis vor unvordentlicher Zeit angenommen worden; vielleicht ist aus seinem Macher einstweilen ein wirklicher Komponist geworden, der eine solche Bloßstellung nicht mehr verdient. Für sehr wahrscheinlich kann man's nicht halten. Text und Musik zeigen nicht einmal einen Ehrgeiz, etwas Besonderes zu leisten. Eine trostlose Kombination von Primitivem und Herumschweifendem; im Gesang ein zeitweises Hervorstößen von Effekttönen aus einformigem Hin und Her; zwischen Singstimmen und Orchester kein überzeugender Zusammenhang; die Instrumentierung schredlich stumpf und ebenfalls wieder vermuthlich gehoben durch grelle Stöße. Der Text ohne jeden Versuch, das Thema von der Geistesmythik des Waldes wirklich durch die Durchführung zu begründen; usw.

Die Wiedergabe des Stückes zeigte denn auch die Interesselosigkeit der Teilnehmer. Wie schlecht im Opernhaus gesungen werden kann, wenn nicht die Triebkraft einer künstlerischen Begeisterung und Umsicht waltet, war da deutlich zu erkennen. Selbst bei Herrn Kraus kam etwas Unschönes in seinen trompetigen Vokalen mehr als sonst zu Gehör. Frl. Knödler — will sagen Siedler (man kann ja da nicht ernst bleiben) — suchte aus der Rolle, die nicht für sie, sondern etwa für Frau Göbe gepaßt hätte, das Beste herauszuarbeiten. Herr Knödlinger — will sagen Knödlinger — sang um so und so viel gepfehter als sonst. Frl. Dietrich war vielleicht noch am erkenntlichsten.

Wie gut aber im Opernhaus gesungen und gespielt werden kann, wenn die oben erwähnten Bedingungen erfüllt sind; und was es heißt, aus völliger Gestaltungslosigkeit hinübergeführt zu werden in das Reich künstlerischer Gestaltung: das zeigte die an jene Unheil-Aufführung angeschlossene Reprise des Corneliusschen „Barbiers von Bagdad“. Dem, was wir im November 1900 bei der verspäteten Berliner Premiere dieses Meisterwerkes gesagt, können wir nur unsere Bewunderung hinzufügen darüber, wie sehr der „Barbier“ beim nochmaligen Hören gewinnt. Es giebt in aller Kunst nicht viele Werke, in denen überhaupt und nun gar so wie hier die Macht des Humors erwiesen ist. — sz.

**Archäologisches.**

c. Ausgrabungen in Susa. Aus Paris wird berichtet: Im „Grand Palais“ ist der bekannte Archäologe Morgan mit seinen Mitarbeitern eifrig beschäftigt, die zahlreichen Dokumente der letzten französischen Ausgrabungen in Susa zu ordnen. Die archäologische Ausstellung soll schon am 1. Mai eröffnet werden. „Alle diese Funde“, so äußerte sich Morgan selbst, „sind vom geschichtlichen und künstlerischen Standpunkt außerordentlich interessant, weil man durch sie in großen Linien die Geschichte Erams rekonstruieren kann; die Skulpturen, Bronzen, Emailarbeiten geben uns einen hohen Begriff von dem, was die Künste achtzehn Jahrhunderte vor Christo bedeuteten. Hauptächlich wurde Thon gebraucht, um die elamitische Keilschrift einzuschneiden; alle Urkunden, Verträge und sogar Aufzeichnungen über Geschäfte wurden auf diese Art aufbewahrt. Um die Echtheit der Urkunden zu gewährleisten, brauchte man ein merkwürdiges Mittel. Der Vertrag wurde erst auf eine Thonoberfläche geschrieben, dann halb getrammt, und mit einer neuen Thonschicht bedeckt, die mit denselben Sätzen beschrieben wurde. Er hob sich eine Streitigkeit, so zerbrach der Schiedsrichter diese Art Schale, die den ursprünglichen Text bedeckte, und sprach sein Urteil mit Sachkenntnis. Das wichtigste Dokument aller unserer Entdeckungen ist jedoch nach meiner Meinung eine in vorigen Winter gefundene Stele von 2 1/2 Meter Höhe aus hartem Stein. Sie hat eine Menge Zeichen, die von kleinen Rechtecken eingerahmt sind, und ein Basrelief, das den König von Babylonien, Hammourabi, in arbeitender Haltung darstellt. Ich kenne dieses Denkmal, das erst in einigen Tagen hier sein wird, nur durch Photographien, aber trotz der Kleinheit der Altschees hat unser Assyriologe P. Scheil fast den ganzen Text übersehen können. Es fehlen nur einige Linien, die auf den Altschees schlecht sind. Der lange Text ist das Original der von Hammourabi verordneten Gesetze; er enthält das Straf-, Civil- und Handelsgesetzbuch und die auf die Bodenbestellung, die Verteilung der Wasser usw. bezüglichen gesetzlichen Regelungen. Der Text beginnt mit einer Art Anrufung voll poetischen Schwunges und fährt in einem Stil fort, dessen Klarheit und Eigentum folgender Teil zeigen kann: „Wenn das Feuer ein Haus ergriffen hat und jemand zum Löschen herbeieilt, dann das Eigentum des Besitzers begehrt und es stiehlt, so wird dieser Mensch ins Feuer geworfen. Wenn jemand eine Fäule in ein Haus macht, um zu sterben, und wenn er dabei übernachtet wird, so wird man ihn

töten und vor der Fäule beerdigen. Wenn jemand des Eigentümers einen Baum in einem Obstgarten abhaut, so wird er eine halbe Mthe Silber zahlen. Wenn jemand einen Ochsen gemietet hat und durch schlechte Behandlung seinen Tod herbeiführt, so soll er dem Besitzer Ochsen gegen Ochsen zurückgeben. Wenn er ihm ein Auge ausgestochen hat, so soll er den halben Wert des Ochsen zurückgeben. Wenn ein Ehemann seiner Frau Hans, Feld, Obstgarten durch eine versiegelte Urkunde geschenkt hat, so sollen die Kinder nach dem Tode des Mannes ihrer Mutter nichts streitig machen, und sie soll es dem Sohn hinterlassen, den sie vorzieht. Wenn jemand ohne Zeugen und Kontrakt eine Hinterlegung macht, und Streitigkeiten kommen, so giebt es keine Verurteilung an das Gericht.“ Dieses Denkmal hat also eine große Tragweite in Bezug auf den Ursprung unsrer eignen Gesetze. Hammourabi hat sicherlich nur die vor seiner Zeit geltenden Gewohnheitsrechte zu einem Gesetzbuch vereinigen lassen. Es liefert uns alle wünschenswerten Einzelheiten über das private und öffentliche Leben der chaldäisch-elamitischen Völker.“ —

**Humoristisches.**

— Da her. „Gott, was haben S' für dicke Finger, Frau Metzgermeister!“  
 „Ja mei, bedenken S' doch aa', was für schwere Brillant-ring die Sonntags z' tragen hab'n.“ —

— Der Einbrecher. (Korpulente Frau findet beim Ausschleuchten des Zimmers unter ihrem Bette einen Mann.) „Sie, da können's mit unten bleiben, — wenn die Bettstatt durchbricht, sind S' maustot!“ —

— Zarte Rücksicht. Der Herr Doktor wird nachts von einem Dauern aus dem Schlaf gellungelt. Mürrisch folgt er dem Rufer und findet, daß es sich um eine Lappalie handelt, zu welcher er auch am nächsten Tage noch früh genug gekommen wäre.  
 „Wie kommt' Ihr mir denn wegen einer solchen Dummheit die Nachtruhe stören?“ fragt er ärgerlich.  
 „Ja, wissens, Herr Doktor: Zahln lömna ma es' net, und da ham ma Gahna halt bei der Nacht g'holt, dah's wenigstens loa Zeit versäumna!“ — („Jugend“.)

**Notizen.**

— Gabriele d'Annunzio hat einen Auszug aus dem Inhalt seines dramatischen Werkes „Francesca von Rimini“ für das Duse-Gastspiel hergestellt, der soeben in deutscher Sprache erschienen ist. —

— Sardon arbeitet gemeinsam mit Emile Moreau an einem Drama „Daute“, dessen Titelrolle für Henry Irving bestimmt ist. —

— Dr. Fritz Friedmann wird am 12. April im Alexanderplatz-Vectel einen Vortrag: „Mein Evangelium“ halten. —

— Eine „Niederländische Mozart-Gesellschaft“ soll in Amsterdam begründet werden. —

— Ein Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für ein städtisches Hallen-Schwimmbad in Pforzheim erläßt der Oberbürgermeister mit Frist zum 1. August 1902. Es gelangen 3 Preise von 3000, 2000 und 1000 M. zur Verteilung. —

t. Eine der größten Gehirnsammlungen besitzt die Cornell-Universität in der Stadt Ithaca (Staat Neu York) in der neurologischen Abteilung ihres Museums. Es sind im ganzen 1476 Präparate vorhanden, von diesen stammen 402 von erwachsenen Menschen, 207 von Kindern oder Embryonen, 282 von Affen und Halbaffen, 400 von andren Säugetieren und 185 von sonstigen Wirbeltieren. —

— Ricinusöl findet seit einiger Zeit in Baumwollndrudereien, in der Appretur und Färberei, Seifenfabrikation und in den Fabriken, die sich mit der Herstellung von Schmieröl befassen, Verwendung. Der Appreteur giebt seiner Ware mit sulfoniertem Ricinusöl einen milden Griff; der Drucker benützt es, um einer Reihe von Farben, so insbesondere dem Alizarin-Rot und -Rosa, ein früher nie gekanntes Leben zu geben. Es wird deshalb die Kultur der Ricinuspflanze in Senegambien immer mehr ausgedehnt und der Handel mit Ricinus-samen auf dem Marzeller Platz hat seit Ende der 70er Jahre einen immer größeren Umfang erhalten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 13. April.